

Rainer Zoll: Was ist Solidarität heute?

John Rawls wendet sich gegen den Utilitarismus, nimmt in verwandelter Form die Vertragsidee wieder auf und entwickelt eine eigene Theorie der Gerechtigkeit in der Nachfolge Kants. Für diese Aufgabe stellt er Prinzipien auf, die einen Rahmen von Fairness schaffen sollen. Er betrachtet Gerechtigkeit als eine "Tugend sozialer Institutionen oder [. . .] Praktiken" (1958, 164). Da die Gesellschaft immer wieder Unterschiede hervorbringt, ist also die Frage, wie trotz Differenz, trotz Ungleichheit Gerechtigkeit möglich ist. Dafür müssen nach Rawls v. a. zwei Prinzipien beachtet werden:

"Zuerst muss jede Person, die an einer Handlung teilnimmt oder von ihr betroffen ist, das gleiche Recht auf die umfassendste Freiheit haben, die mit derselben Freiheit für alle vereinbar ist; und zweitens sind Ungleichheiten willkürlich, wenn es nicht vernünftig ist zu erwarten, dass sie sich zum Vorteil von jedermann auswirken - vorausgesetzt, die Positionen und Aufgaben, mit denen sie verbunden sind oder von denen sie sich ableiten könnten, stehen allen offen" (ebd., 165).

Diese Prinzipien - das Prinzip der Differenz und das der Chancengleichheit - drücken Gerechtigkeit als einen Komplex von drei Ideen aus: Freiheit, Gleichheit und "Belohnung" für Dienste, die zum Allgemeinwohl beitragen (ebd.). Es geht ihm darum zu untersuchen, welche Ungleichheiten v. a. bei der Verteilung von Ämtern und Positionen gestattet werden können. Vor- und Nachteile verschiedener Personen können nicht gegeneinander aufgerechnet werden. Wenn also Rawls bestimmte Ungleichheiten für legitimierbar hält, dann nur, wenn sie den am wenigsten Begünstigten zugute kommen. Zur Durchsetzung der Prinzipien schlägt er deliberative Prozeduren vor: "Das Verfahren, durch das Grundsätze vorgeschlagen und anerkannt werden, bringt Zwänge mit sich, die denen gleichen, die eine Moral beinhaltet, durch die rationale und gegenseitig eigennützige Personen dazu gebracht werden, vernünftig zu handeln" (ebd., 172).

Mit Hilfe der Prozedur soll nicht nur "eine faire Ausgewogenheit oder ein Gleichgewicht" gefunden werden, es geht auch um die Akzeptanz dieser Moral:

"Die Anerkennung von moralischen Grundsätzen muss sich darin zeigen, dass durch einen Bezug auf diese Grundsätze Gründe akzeptiert werden, die die eigenen Ansprüche beschränken; dabei wird die Bürde anerkannt, die es darstellt, eine spezielle Erklärung oder Entschuldigung zu liefern, wenn man gegen diese Grundsätze handelt; oder sie soll sich darin zeigen, dass man sich schämt oder Gewissensbisse hat oder den Wunsch zeigt, Wiedergutmachung zu leisten" (ebd., 172).

Die Übereinstimmung des Handelns mit diesen Grundsätzen werde die Qualität der sozialen Beziehungen beeinflussen und das Entstehen von Ressentiments verhindern.

Wie leicht zu erkennen, versucht diese Gerechtigkeitstheorie, die Dilemmata aufzulösen, die den Durkheim'schen Vorstellungen inhärent waren. In der Rawls'schen Verfahrensethik ist der Begriff Fairness ein Schlüsselwort: Der richtige Umgang miteinander konkurrierender oder zusammenarbeitender Personen ist Fairness. Sie kann entstehen, wenn freie Personen im Umgang miteinander solche Regeln festlegen und beachten. In einer fairen Praxis können freie Personen sich und ihre Prinzipien gegenseitig anerkennen. Damit ist Fairness auch eine Voraussetzung für Solidarität.

"Es ist diese Idee der Möglichkeit einer gegenseitigen Anerkennung von Grundsätzen durch freie Personen, von denen keiner Machtbefugnisse über den anderen hat, die das Konzept der Fairness so grundlegend für Gerechtigkeit sein lässt. Nur wenn diese Anerkennung möglich ist, kann es eine wirkliche Gemeinschaft zwischen Personen in ihrem gemeinsamen Handeln geben; ohne das werden ihnen ihre Beziehungen als in einem gewissen Ausmaß auf Gewalt beruhend erscheinen" (ebd., 179).

Der Sinn für Fairness, den das Verfahren steigern soll, bewirkt eine moralische Verpflichtung zu fairem Handeln, was zugleich die Folgerung zulässt, das Trittbrettfahren (free-riding) unfair ist. Das Kriterium für die Anerkennung von Leiden ist es, dem Leidenden zu helfen.

Die Anerkennung von moralischen Prinzipien, von der Pflicht zu Fairplay, wird so zu einem Kriterium für die Anerkennung des Anderen als Mensch, als einer Person mit ähnlichen Interessen und Gefühlen, was sich auch im Umgang miteinander äußern muss: "Wenn man einen Anderen als Person anerkennt, muss man auf eine bestimmte Art auf ihn antworten und sich ihm gegenüber verhalten" (ebd., 183). Wechselseitige Anerkennung der Personen und Anerkennung der Gerechtigkeitsprinzipien sowie der Pflicht zu Fairplay sind eng miteinander verknüpft: "Die gegenseitige Anerkennung als Personen mit ähnlichen Interessen und Fähigkeiten, gebunden durch

gemeinsames Handeln, muss sich - falls es nicht eine besondere Erklärung dafür gibt - in dem Akzeptieren der Grundsätze der Gerechtigkeit und der Anerkennung der Pflicht zum Fairplay zeigen" (ebd., 183). Rawls geht es darum, wirtschaftliche Effizienz dergestalt mit Prinzipien sozialer Gerechtigkeit zu verbinden, dass beide möglich sind. Das erfordert allerdings Staatsintervention vonseiten der mit den Transferleistungen beauftragten Stellen, um ein soziales Minimum zu garantieren (vgl. Rawls 1970).

Axel Honneth setzt gewissermaßen den Anerkennungsdiskurs von Rawls fort, ohne sich auf ihn zu beziehen. Er findet die Inspiration für seine Arbeit über Anerkennung bei Hegel und unterzieht dessen Idee der wechselseitigen Anschauung" einer "systematischen Aktualisierung" mit Hilfe von George Herbert Meads "naturalistischer Transformation" (Honneth 1994, 114ff.). Das Ergebnis sind drei "Muster intersubjektiver Anerkennung: Liebe, Recht, Solidarität" (ebd., 148ff.).

Den drei Schichten des Selbstbezugs, i. e. dem Selbstvertrauen, der Selbstachtung und dem Selbstwertgefühl, entsprechen drei Formen der gegenseitigen Anerkennung: In der Liebe wird der andere - was sich in Zuwendung und Fürsorge äußert - als Individuum anerkannt. Im Recht wird allen Subjekten dieselbe moralische Zuverlässigkeit zugesprochen, sie wird vorausgesetzt. Und in Wertgemeinschaften achten die Menschen einander als Personen mit Fähigkeiten, die für die anderen, für die Gemeinschaft wertvoll sind und drücken diese gegenseitige Wertschätzung in ihrer Solidarität aus.

(aus: Rainer Zoll, Was ist Solidarität heute?, edition suhrkamp 2164, S.9, S.187-190)